



MARIA ALBERS

Diebin des HERZENS




Francke



Kapitel I

London – 1890

Kalter Nebel blieb an ihren Wimpern hängen und benetzte ihr Haar, als sie durch das nächtliche London rannte. Nur die flackernden Gaslaternen erhellten die Straße und ließen Häuserfronten aus Backsteinen, kunstvoll geschmiedete Zäune und bogenförmige Türen und Fenster erkennen. Doch der Schein reichte nicht aus, um Rachel und ihre Begleiter in der Dunkelheit zu beleuchten. Das war gut, denn sie wollten nicht entdeckt werden. Sie waren nur Schatten, die um die Ecken huschten.

Die Schritte der anderen verlangsamten sich und auch Rachel blieb schließlich atemlos vor ihrem Ziel stehen. Sie schaute sich um, voller Angst, ob sie irgendjemand bemerkt hatte. Aber wie bisher immer blieb alles still.

Eine Reihe von Häusern erstreckte sich vor ihr. Das Gebäude, auf das Ivan zusteuerte, hatte eine mit weißen Säulen verzierte Fassade und war das schönste der ganzen Straße. Das versprach reiche Beute.

Ivan ging zur Tür und Sekunden später hatte er sie aufgebrochen. Dann bedeutete er der Gruppe, ihm zu folgen.

»Edith und Charley, ihr haltet Wache!«, befahl er.

Charley öffnete den Mund, um zu protestieren, wurde aber durch einen einzigen Blick von Ivan zum Schweigen gebracht.

Rachel versuchte, den Knoten in ihrem Magen zu ignorieren, und betrat das Haus. Obwohl sie das hier schon so oft getan hatte, konnte sie sich einfach nicht daran gewöhnen.

»Die Antiquitäten sind im ersten Stock. Neil, Jack, kommt mit mir!«, flüsterte Ivan, woraufhin die drei lautlos die mit dickem Teppich belegte Treppe hochstiegen.

Die restlichen Diebe eilten in andere Teile des Hauses.

Rachel blieb kurz allein in der Eingangshalle stehen und bewunderte die hohe Decke mit dem riesigen Kristalleuchter in der Mitte. Jetzt lag er im Dunkeln, aber bei Tage musste er funkeln wie ein Diamant. An den Wänden hingen große Gemälde in goldenen Rahmen, wahrscheinlich von hochgeborenen Vorfahren. *Zu groß zum Mitnehmen*, dachte sie bei sich.

Aus allen Stockwerken waren jetzt Rascheln, Klappern und das Öffnen und Schließen von Schubladen zu hören. Die anderen Diebe hatten sich bereits ans Werk gemacht.

Bald würde dieses Haus nicht mehr so prachtvoll und majestätisch wirken. Es würde der Schauplatz eines Verbrechens sein.

»Nicht trödeln, Rachel!«, ermahnte sie jemand mit leisem Rufen.

Sofort begab sie sich in den Salon zu ihrer Linken und steckte vorsichtig eine filigran gearbeitete Uhr mit goldenem Ziffernblatt und eine blau-weiße chinesische Vase in ihren Beutel. In ihrem Hinterkopf ertönte die leise Stimme des schlechten Gewissens, aber Rachel hatte inzwischen Übung darin, sie nicht weiter zu beachten.

Beim Kaminsims, der mit einer ganzen Reihe Familienfotos bestückt war, machte sie kurz halt. Auf einem Bild war ein Kind zu sehen, das ihr irgendwie bekannt vorkam. Es war ein gut aussehender Junge mit hellen Locken, der krampfhaft versuchte, ernst zu bleiben, aber das Lächeln, das um seine Lippen spielte, ließ vermuten, dass er kurz nach dem Aufnehmen dieses Fotos losgelacht hatte. Rachel musste selbst lächeln, aber sie schüttelte die aufkeimenden Erinnerungen sogleich von sich ab. Sie durfte jetzt nicht an Timmy denken, sonst würden die Schuldgefühle sie übermannen. Schließlich wusste sie ganz genau, dass das, was sie gerade tat, falsch war. Eigentlich sollte sie nicht hier sein. Sie hätte diesem Leben schon längst den Rücken kehren sollen. Und doch war sie noch immer eine Diebin.

Rachel verschloss diese Gedanken tief in ihrem Inneren und

machte sich wieder an die Arbeit. Im Esszimmer fand sie einen Schrank mit Tafelsilber. Sie räumte ihn vollständig leer.

In der Küche begegnete sie Nicoletta. Ihre Freundin kniete auf dem Boden vor einem der Schränke, die blonde Haarpracht wallte offen über ihre Schultern.

»Hat sich schon jemand um den Schmuck im Schlafzimmer gekümmert?«, fragte Rachel.

»Ja, Harry und Robert haben die obersten Stockwerke übernommen«, flüsterte Nicoletta.

»Gut.« Rachel beugte sich hinunter, um zu sehen, was ihre Freundin entdeckt hatte, und dann sah sie es: ein Tresor im Küchenschrank! Nicoletta machte sich gerade mit zittrigen Fingern daran, ihn zu öffnen.

»Wer hat denn einen Tresor in der Küche?«

»Jemand, der weiß, dass hier niemals jemand danach suchen würde.« Nicoletta lachte leise.

»Aber du schon?«

»Ich hatte einen Tipp.«

Rachel beobachtete sie dabei, wie sie mit ihrem Dietrich im Schloss herumstocherte. Die Tresortür sprang auf und Nicoletta grinste breit. Ihre blauen Augen leuchteten vor Aufregung. Dann schaufelte sie alles Bargeld, das darin war, in ihren Sack.

Rachel schaute sich in der Küche um, konnte aber nichts anderes von Wert finden.

Plötzlich durchbrach ein Knall die Stille, der im ganzen Haus widerhallte. Der darauf folgende schmerzverzerrte Schrei ging Rachel durch Mark und Bein. Erschrocken fuhr sie herum. Für einen Moment war sie wie versteinert. Was war geschehen?

Sie rannte in die Eingangshalle zurück und konnte nicht fassen, was sie sah. Am Fuß der Treppe lag ein Mann, nein, ein Junge, in einer sich immer weiter ausbreitenden Blutlache. Er hielt sich eine Hand an die Brust, wo ein tiefroter Fleck auf seinem weißen Nachthemd prangte. Sein Gesicht war leichenblass, doch in seinem Blick glimmte noch das Leben.

Hinter Rachel kam Nicoletta herangestürmt und ihre Augen weiteten sich vor Schreck.

»Schnell weg hier!«, rief ihnen jemand zu, aber Rachel war wie gelähmt. Wie konnte das sein? Bisher waren sie noch nie bei einem Raubzug von jemandem überrascht worden!

Da packte Nicoletta sie am Arm und zerrte sie unsanft zur Eingangstür hinaus.

Der Platz vor dem Haus war ruhig und verlassen, die anderen Diebe waren bereits in der Dunkelheit verschwunden.

»Los jetzt! Wir müssen hier abhauen!« Nicoletta hob ihren prall gefüllten Sack auf die Schulter und nahm Rachel bei der Hand.

»Wir müssen ihm irgendwie helfen!« Rachels Herz schlug so schnell, wie ihre Hände zitterten. Der Junge würde verbluten! Ihre Hilflosigkeit lähmte sie noch mehr.

»Dafür ist es zu spät! Er wird so oder so sterben!« Nicolettas harte Worte erschütterten Rachel, aber es stimmte: Sie konnte nichts tun. Dennoch fühlte sich ihr Herz an wie Blei, während sie hier tatenlos herumstand.

»Komm jetzt, Rachel!«, drängte Nicoletta. »Oder willst du gefasst werden?«

Diese Angst war größer als Rachels Sorgen. Sie wollte sich nicht einmal vorstellen, was passieren würde, wenn ein Polizist sie jetzt hier fand. Ihre Beine tauten auf, sie raffte die Röcke und begann zu rennen. Bald umfing sie der Nebel wieder und dämpfte ihre Schritte auf dem Kopfsteinpflaster. Oder vielleicht war es vielmehr ihr laut pochendes Herz, das alles übertönte. Denn obwohl sie entkommen war, wusste sie, dass nichts wieder so sein würde wie zuvor.



Rachel konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Unruhig wälzte sie sich hin und her. Immer wieder sah sie den Jungen vor ihren Au-

gen in der Blutlache liegen. Sie schauderte sogar noch bei dem Gedanken an den Anblick. Es gab keinen Zweifel daran, dass der Junge gestorben war. Da war einfach zu viel Blut gewesen.

»Nicoletta, bist du wach?«, flüsterte sie in Richtung des anderen Bettes, das die kleine Kammer beherbergte. Das einzige Fenster war mit dunklen Tüchern verhängt, sodass kaum Mondlicht hereinfiel und sie ihre Freundin nur schemenhaft erkennen konnte.

»Ja, kannst du auch nicht schlafen?«

»Ich muss immer wieder an das denken, was vorhin passiert ist. Irgendwer von uns hat diesen Jungen umgebracht!«

»Ich weiß, ich bin auch furchtbar schockiert. Zum Glück scheint niemand in der Nachbarschaft den Schuss gehört zu haben. Als wir abgehauen sind, war immer noch alles still. Es wird schon gut werden, Rachel.« Nicolettas Stimme war völlig ruhig. Nichts deutete darauf hin, dass die Sache sie genauso quälte wie Rachel.

»Machst du dir denn gar keine Sorgen?«

»Doch, natürlich!«, antwortete Nicoletta. »Aber wir gehen doch jedes Mal ein Risiko ein. Ich versuche einfach, diesen Vorfall zu vergessen.«

Rachel wünschte, sie könnte ebenfalls etwas gelassener sein. Aber für sie war dies weit mehr als »ein Vorfall«. Ein Mensch war ums Leben gekommen.

»Denkst du nicht, dass die Polizei nach einem Mord viel intensiver nach uns suchen wird? Bisher haben wir immer nur gestohlen, nie jemanden getötet!«

»Sie suchen doch schon seit Jahren nach uns. Aber Jasper ist ihnen immer einen Schritt voraus. Er wird uns auch jetzt beschützen.«

»Das wird nicht ewig gut gehen. Irgendwann werden sie uns auf die Schliche kommen. Und das, was uns dann erwartet, ist im besten Fall ein Leben auf der Flucht. Aber dass wir alle ins Gefängnis kommen, ist wahrscheinlicher.«

Vor ihrem inneren Auge sah sie sich bereits in einer Zelle auf

einer harten Pritsche sitzen. Durch das vergitterte Fenster fiel etwas Licht auf die vor Feuchtigkeit schimmernden Wände und eine Ratte, die an einem harten Stück Brot knabberte. Das Bild verschwamm und Rachel dämmerte, dass das noch nicht das Härteste war, was ihnen passieren konnte. »Schlimmer noch, für den Mord können wir sogar alle gehängt werden!« Sie war immer lauter geworden, sodass ihre letzten Worte die Panik verrieten, die sie im Inneren zu zerreißen drohte.

»Sch! Nicht so laut! Du weckst noch die anderen auf! Die Wände sind dünn«, flüsterte Nicoletta.

Die beiden lauschten eine Weile atemlos, aber nichts regte sich.

»Ich kann deine Angst ja verstehen, aber was willst du tun? Wir können nur Jasper vertrauen, dass er uns aus dieser Situation hinausführt. Und ich weiß, dass er das schaffen wird.«

Rachel atmete einmal tief durch. Sie vertraute Jasper. Aber war er dieser Situation wirklich gewachsen?

»Wir könnten einfach davonlaufen! Weit weg von der ganzen Diebesbande sind wir sicherer! Die Polizei wird niemals die genaue Zahl der Mitglieder herausfinden. Sie würden gar nicht erst nach uns suchen!« Außer, wenn ihnen jemand ihre Namen nannte. Aber so weit würde keiner von den anderen gehen.

»Wie kannst du nur daran denken, alle hier einfach zu verlassen? Diese Leute sind unsere Familie!«

»Nein, Timothy war meine Familie.« Rachels Stimme brach und sie versuchte, die Tränen zu unterdrücken, die ihr beim Gedanken an ihren kleinen Bruder sofort in die Augen schossen. Sie musste jetzt stark sein. »Aber nun, da er nicht mehr bei uns ist, hält mich hier nichts mehr. Nur dich möchte ich nicht verlassen. Komm mit mir!«

»Rachel, ich kann nicht. Mein Platz ist hier bei der Sherwood-Gang. Ich werde dich nicht aufhalten, wenn du gehen willst, aber ich kann nicht mitkommen.«

Rachels Schultern sackten nach vorne. Diese Antwort hatte sie gleichermaßen erwartet wie gefürchtet. Das war einer der Grün-

de, warum sie es bisher noch nicht gewagt hatte, aus der Bande auszutreten. Rachel wollte nicht allein in der Welt sein. Ohne Familie, ohne Freunde. Und tief in ihrem Inneren hatte sie gehahnt, dass Nicoletta bei der Gang bleiben würde.

Sie kannte nichts anderes, als zu stehlen. Schon als Kind hatte sie Lebensmittel geklaut, um ihrer Mutter zu helfen, all ihre Geschwister zu ernähren. Inzwischen bestand kein Kontakt mehr, sie redete nicht einmal mehr von ihrer Familie. Was zwischen ihnen vorgefallen war, wusste Rachel nicht. Sie wusste nur, dass Nicoletta, genau wie sie selbst, niemanden mehr hatte.

»Aber du gehörst doch genauso zu mir! Zusammen können wir alles schaffen, auch ein Leben außerhalb der Gang!«

Nicoletta sagte eine Weile lang nichts. Rachel dachte schon, sie würde gar nicht mehr antworten, aber dann erklärte sie im leisen Flüsterton, den es gab: »Ich trage Jaspers Kind in mir.«

Rachels Kinnlade fiel herunter. Sie hatte zwar schon oft bemerkt, wie sehr Nicoletta Jasper anhimmelte, aber dass das auf Gegenseitigkeit beruhte, wäre ihr nie in den Sinn gekommen. Wie hatte Nicoletta, ihre beste Freundin, ihr das verschweigen können?

»Ich weiß, was du jetzt denkst«, sagte Nicoletta, bevor sie etwas erwidern konnte. »Ich wollte es dir die ganze Zeit schon sagen, aber Jasper hat darauf bestanden, dass unsere Beziehung ein Geheimnis bleibt. Er dachte, es könnte die anderen Bandenmitglieder beunruhigen. Ich musste schwören, nichts zu verraten! Verzeihst du mir?«

Die Wahrheit versetzte ihr einen Stich ins Herz. Nicoletta und sie waren kein Zweiergespann mehr, und das schon seit geraumer Zeit, ohne dass Rachel etwas davon gehahnt hatte. Es tat weh, aber gleichzeitig freute sie sich auch für ihre Freundin. Jasper war fürsorglich und freundlich. Für die Sorgen eines jeden Gang-Mitgliedes hatte er ein offenes Ohr.

Er würde gut für Nicoletta sorgen, viel besser, als sie es jemals könnte.

Rachel brachte ein Nicken zustande, war sich aber nicht sicher, ob Nicoletta es in der Dunkelheit sehen konnte.

»Verstehst du jetzt, warum ich nicht mitkommen kann?«, fuhr ihre Freundin fort. »Ich kann nicht in die normale Gesellschaft zurückkehren. Und außerdem liebe ich Jasper! Ich möchte nicht ohne ihn leben. Mein Platz ist hier bei ihm.«

Rachel schluckte schwer. »Ja, das verstehe ich. Ich hatte keine Ahnung! Sonst hätte ich nie von dir verlangt, mit mir zu kommen.«

Ihr fiel eine Frau ein, die vor zwei Jahren mit ihr in der Schneiderei gearbeitet hatte. Sie war auch unverheiratet schwanger geworden. Als sie es nicht mehr hatte verstecken können, war sie sofort entlassen worden. Einige Wochen später hatte Rachel sie an einer Straßenecke betteln sehen. Das Gesicht der Frau wandelte sich vor ihrem inneren Auge zu Nicolettas. Ihre Kehle schnürte sich zu. In eine solche Lage würde sie ihre Freundin nie bringen wollen.

Zusammen mit Nicoletta zu fliehen, war ihr als echter Ausweg erschienen. Aber allein? Schaffte sie das? Was, wenn niemand sie anstellen würde? Sie müsste ins Arbeitshaus gehen und Knochen zerschlagen, um Dünger herzustellen, oder sich mit ähnlich anstrengenden Aufgaben abmühen. Und das für ein paar karge Mahlzeiten. Sie wusste nicht, was schlimmer war, Gefängnis oder *das*. Bevor sie dorthin gehen würde, würde sie wahrscheinlich wieder Essen stehlen. Aber das wäre auch nicht besser als ihr jetziges Leben. Sie wünschte sich so sehr, ihren Unterhalt mit etwas Ehrbarem bestreiten zu können. Timothy hätte auch nicht gewollt, dass sie für immer eine Kriminelle blieb. Eine einzelne Träne stahl sich aus ihrem Augenwinkel.

Gerade als ihr Mut sie komplett verlassen wollte, dachte sie wieder an den ermordeten Jungen. An den Knall und diesen markerschütternden Schrei. Daran, wie sich der Marmorfußboden um ihn herum rot gefärbt hatte.

Irgendjemand in dieser Bande war ein Mörder! Und sie hatte nicht die geringste Ahnung, wer es war.

Nach dem Raubzug hatte niemand ein Wort darüber verloren. Was war, wenn er als Nächstes einen von ihnen umbrachte? Vielleicht gab es unter ihnen einen Verräter, der sie alle auffliegen lassen wollte!

Rachel richtete sich auf und straffte die Schultern. Sie konnte hier nicht bleiben. »Ich habe mich entschieden, Nicoletta. Ich werde gehen, auch wenn ich dich unsagbar vermissen werde.«

Nicoletta setzte sich im Bett auf. »Du hast doch wohl nicht wirklich vor zu fliehen?«

»Darüber sprechen wir doch die ganze Zeit.«

»Ja, aber du hast schon so oft solche Andeutungen gemacht. Ich dachte nicht, dass es dir diesmal ernst ist.«

»Doch, das ist es.« Rachel konnte kaum sprechen. »Ich werde die Sherwood-Gang verlassen.«

»Aber Rachel! Denk doch an all die Vorteile, die du hier hast! Genug zu essen, schöne Kleidung, ein Bett für dich allein ... Wo sonst hast du das alles je gehabt? Nur hier!«

Noch eine Träne rollte über Rachels Wange, aber alle weiteren drängte sie zurück. »Ich weiß«, seufzte sie, »aber seitdem Timmy tot ist, träume ich von einem anderen Leben. Ich möchte keine Diebin mehr sein. Und wenn ich es jetzt nicht versuche, werde ich nie wieder den Mut dafür aufbringen können!«

Ihre Freundin stieß ebenfalls einen Seufzer aus. »Wann willst du gehen?«

»Am besten jetzt sofort.« Sie stand auf und tastete im Dunkeln nach den Zündhölzern, um die Kerze, die auf der Kommode stand, zu entfachen. Die kalten Bodendielen überzogen ihren Körper mit einer Gänsehaut.

»Es ist noch mitten in der Nacht!«

»Genau deshalb muss es jetzt sein! Denkst du, die anderen würden mich gehen lassen? Bitte erzähl niemandem, dass ich dich eingeweiht habe. Das würde dich nur unnötig in Gefahr bringen!«

Nicoletta schwieg für einige Sekunden. »In Ordnung, du hast

recht. Pack schnell deine Sachen zusammen und ich hole dir etwas zu essen.« Sie stand ebenfalls auf und verließ das Zimmer. Rachel hörte die Treppe knarren, aber in den anderen Schlafkammern blieb es zu ihrer Erleichterung still.

Viel hatte sie nicht zu packen. Das Einzige, was sie besaß, waren zwei Kleider und zwei Röcke, vier Blusen und ein paar Habseligkeiten. Glücklicherweise legte Jasper Wert darauf, dass sie nicht sofort als Diebe zu erkennen waren; deshalb hatte jeder von ihnen respektable und zum Teil sogar schöne Kleidung.

Rachel legte sich ihr Korsett um und zog die Schnürung im Rücken fest. Darüber streifte sie sich eine weiße Bluse mit hochgeschlossenem Kragen und einen dunkelblauen Wollrock, der ihre schmale Taille betonte. Gegen den Wind, der durch die Holzwände pff, legte sie sich einen grauen Wollschal um die Schultern. Ihr restliches Hab und Gut packte sie in die gemusterte Reisetasche, mit der sie einst aus dem Waisenhaus ausgezogen war: eine silberne Haarbürste, ihre Toilettenartikel und ein leicht vergilbtes Spitzentaschentuch. Bevor sie Letzteres in die Tasche legte, strich sie kurz mit dem Finger über die eingestickten Initialen – *F. B.* –, dann warf sie noch einen letzten Blick durch die kleine Kammer, die sie sich nun schon seit einigen Monaten mit Nicoletta geteilt hatte. Bröckelige Ziegelwände, ihre Betten und dazwischen eine schiefe Kommode. Die unteren zwei Schubladen waren nun leer. Rachel straffte die Schultern, löschte die Kerze und betrat den Gang vor ihrer Kammer, von der ein Dutzend weiterer Türen abgingen. Hinter der ersten, die sie passierte, war leises Schnarchen zu hören, die anderen schienen zu schlafen. Sie schlich an den Zimmern vorbei und die Treppe hinunter. In der großen, von Stahlpfeilern unterbrochenen Halle angekommen, wartete Nicoletta an einem der langen Esstische. Sie reichte ihr einige Brötchen, Äpfel und Würstchen, die Rachel in Papier einwickelte und zu ihren anderen Sachen in die Reisetasche steckte.

Wortlos machte Nicoletta sich daran, Rachels Haare in einem Knoten auf ihrem Hinterkopf festzustecken, wie sie es je-

den Morgen tat, wenn auch hastiger und weniger kunstvoll als gewöhnlich – eine Abschiedsgeste, die sie trotz der Eile wohl beide brauchten. Einige ihrer Locken ließ Nicoletta aus, sodass sie ihr Gesicht umrahmten. Rachel würde es vermissen, sich von ihr frisieren zu lassen. In Zukunft würden ihre Haare wohl schlichter gesteckt sein. Doch vor allem würde sie Nicoletta selbst vermissen.

Als ihre Freundin mit der Frisur fertig war, blickte Rachel auf und sah, dass ihre Augen feucht waren. Sofort kamen ihr selbst die Tränen. Sie kannten sich zwar erst ein Jahr, aber selbst in dieser kurzen Zeit waren sie einander sehr ans Herz gewachsen. Würde sie Nicoletta je wiedersehen? Wie würde es ihr mit der Niederkunft ergehen? Rachel wünschte sich, dass sie das Kind eines Tages in den Armen würde halten dürfen. Wie gern sie ihr in dieser Zeit beigestanden hätte! Unfähig, irgendetwas zu sagen, umarmte sie ihre beste Freundin fest.

»Du musst jetzt gehen. Du hast keine Zeit zu verlieren«, flüsterte Nicoletta und löste sich von ihr.

Rachel weinte still und brachte immer noch kein Wort heraus, deshalb nickte sie einfach, winkte ihrer Freundin noch ein letztes Mal zu und schlich sich dann auf Zehenspitzen aus der alten Lagerhalle. Als die schwere Holztür beim Öffnen knarzte, zuckte Rachel zusammen, doch im Inneren der Halle blieb es still. Offenbar schliefen alle anderen immer noch tief und fest. Niemand sonst schien von Angst oder einem schlechten Gewissen geplagt zu werden.

Vorsichtig schloss sie die Tür hinter sich und blickte die Straße entlang. Es war nebelig und unheimlich ruhig, als ob ganz London die Luft anhielte und sie gespannt beobachtete. Selbst von den Bettlern und Prostituierten, die oft bis in die frühen Morgenstunden versuchten, ihren Körper für ein paar Shilling oder auch eine Flasche Gin feilzubieten, war in dieser Nacht nichts zu sehen. Nur ein paar Ratten bevölkerten die düstere graue Straße, die auf beiden Seiten von mehrstöckigen, rußgeschwärzten Zie-

gelhäusern gesäumt wurde. Es roch nach Pferdedung und Abfall und ein Luftzug wehte den modrigen Geruch der nahe gelegenen Themse herüber.

Diese leere Gasse war für Rachel trotz ihrer Trostlosigkeit der erste Ausblick auf eine bessere Zukunft. Die Hoffnung auf ein neues Leben, die sie noch nie zuvor so stark gespürt hatte wie in diesem Moment, gab ihr neue Kraft. Sie wischte sich die Tränen von den Wangen und machte sich voller Zuversicht auf den Weg. Ohne noch einmal zurückzublicken, ging sie los, und als sie zwei Straßen weiter war, rannte sie so schnell, wie ihre Beine sie tragen konnten.



Kapitel 2

Sergeant William McFarlane warf einen Blick auf die Uhr auf seinem Nachttisch. Fünf am Morgen. Endlich spät genug, um aufzustehen. Er setzte sich auf und rieb sich die schmerzenden Augen. Schon wieder hatte er kaum Schlaf gefunden. Wann würde das endlich ein Ende haben?

Er schwang die Beine aus dem Bett und stöhnte leise. Sein Blick fiel auf die Fotos und ausgeschnittenen Zeitungsartikel, die die Wände seines Schlafzimmers bedeckten. Früher hatte ihn der Anblick sofort motiviert. Voller Energie hatte er sich an die Arbeit gemacht. Aber nach all den Jahren vergeblichen Suchens ließ ihn das Gefühl der Hilflosigkeit nicht mehr los.

Seine Hand ballte sich zur Faust, dass die Knöchel weiß hervortraten. Wann würde er endlich Gerechtigkeit walten lassen können?

Er zog sich ein Hemd mit Stehkragen und die Hose und Weste seines dreiteiligen Anzuges an und ging ins Nebenzimmer. Es war wieder einmal eiskalt. Er hatte abends vergessen, Holz nachzulegen, und das Feuer im Kamin war längst erloschen. Trotzdem zündete er sich nur eine Kerze an, die ihr flackerndes Licht auf die weinrote Tapete, die Bücherregale neben dem offenen Kamin und den Schreibtisch in der Ecke warf.

Seufzend setzte er sich in einen der Ohrensessel vor dem Kamin und nahm die Zeitung vom letzten Abend zur Hand, die er noch nicht gelesen hatte. Schon wieder drei Einbrüche. Aber keine Ladendiebstähle. Und keine Raubmorde. Dennoch las er jeden der Artikel sorgfältig, legte die Zeitung dann aber mit einem weiteren Seufzer weg. Nur noch eine Stunde, dann kam die Morgenzeitung.

Um halb sieben klopfte es an seiner Zimmertür.

»Herein!« Der barsche Ton verriet seine schlechte Laune.

Seine Haushälterin, die den Raum betrat, ließ sich aber nichts anmerken. Sie war eine Frohnatur und ließ sich von so etwas nicht einschüchtern.

»Ein Telegramm vom Inspector.«

Er nahm es entgegen und zwang sich, ihr ein Lächeln zuzuwerfen. Sie erwiderte es und ließ ihn mit dem Telegramm allein. Der Inspector wollte, dass er so schnell wie möglich zum Scotland Yard kam. An einem Sonntag. Das konnte nur eines bedeuten: Sie hatten einen neuen Fall. Vergeblich wartete er auf den Anflug von Begeisterung, den er dabei bis vor einigen Jahren jedes Mal gespürt hatte.

Dennoch zog er sofort seinen Mantel an, setzte seinen runden Filzhut auf und verließ das Haus. Er atmete tief ein, aber statt frischer Luft stieg ihm nur der Geruch von Pferdedung in die Nase. Die Stadt war inzwischen aufgewacht und Kutschen sowie zweirädrige Droschken verstopften die Straßen. Die zwitschernden Vögel, die versuchten, dem Morgen etwas Fröhlichkeit zu verleihen, wurden von den Rufen der Kutscher und dem Wiehern der Pferde übertönt.

Nach kurzer Zeit fand William eine leere Droschke, rief dem Fahrer, dessen Sitz an der Rückseite der kleinen Kabine angebracht war, »New Scotland Yard, Victoria Embankment!« zu und stieg ein.

Über das Rumpeln der Kutschräder hinweg hörte William in der Ferne eine Kirchenglocke läuten. Eigentlich hatte er seinen Eltern versprochen, mal wieder mit ihnen den Gottesdienst zu besuchen, aber Inspector Whitman duldet bei einem neuen Fall keinen Aufschub. Nächste Woche war schließlich auch noch ein Sonntag.

Als der junge Sergeant das neue eindrucksvolle Hauptquartier von Scotland Yard mit seiner roten Backsteinfassade erblickte, hob sich seine Laune. Wieder einmal erfüllte ihn der Stolz, hier arbeiten zu dürfen. Vielleicht brachte dieser neue Fall ihn endlich auch in seinen privaten Ermittlungen weiter.



Er betrat das Büro mit Blick auf die Themse, welches er sich mit dem Inspector teilte. Die Sprossenfenster ließen viel Tageslicht herein, aber die dunkel getäfelten Wände und die Rauchschwaden, die sich zur Decke kräuselten, ließen den Raum fast wie eine Höhle wirken.

Whitman saß an seinem großen Schreibtisch und paffte an einer Zigarre. Er erinnerte William mit seiner massigen Gestalt und dem großen Schnurrbart an ein Walross, aber das sprach er natürlich niemals aus.

William räusperte sich. »Guten Morgen. Ich habe gehört, Sie haben Neuigkeiten.«

»Ja, in der Tat.« Inspector Whitman wies auf den Stuhl ihm gegenüber und William setzte sich. »Sicher haben Sie schon von der Diebesbande gehört, die das Londoner West End seit Jahren heimsucht?«

»Meinen Sie die Einbrüche, in denen die Häuser regelrecht leer geräumt werden? Wurden sie wirklich alle von derselben Bande durchgeführt?«

»Ja, davon gehen wir aus. Das Muster ist immer dasselbe.«

»Hat man jetzt uns den Fall übertragen?« William zog die Augenbrauen zusammen. Normalerweise bearbeiteten sie keine Diebstähle.

»Genau. Letzte Nacht kam es zu einem Mord. Der Druck, diesen Fall endlich zu lösen, ist damit enorm.«

William lächelte grimmig in sich hinein. Sein Interesse war geweckt. Wenn diese Diebe jetzt mordeten, hatten sie es vielleicht schon einmal getan. Und womöglich würde er noch mehr Parallelen zu dem Fall finden, der ihn schon so lange gefangen hielt.

»Meinen Sie, die Diebe sind jetzt zu Mördern geworden?«, fragte er, denn er war neugierig, ob der Inspector seinen Gedanken teilte. »Bisher war niemals jemand zu Hause, wenn sie zuschlugen.«

»Anscheinend waren sie dieses Mal falsch informiert und wurden von der Anwesenheit der Bewohner überrascht. Das bedeutet, dass sie ihren ersten Fehler begangen haben.« Der Inspector zog genüsslich an seiner Zigarre und atmete den Rauch sogleich wieder aus. »Und der führt bestimmt zu weiteren Fehlern. Ich bin zuversichtlich, dass die Bürger im West End bald wieder ruhiger schlafen können.«

»Das hoffe ich auch. Aber bisher gibt es noch keinerlei Hinweise auf die Identität auch nur eines der Mitglieder dieser Bande. Ich denke, wir sollten keine Zeit verlieren, Inspector.« William stand auf und nahm seinen Hut und Mantel wieder vom Haken neben der Tür. Sein lang vermisster Eifer war endlich zurück und er konnte es kaum erwarten, mit den Ermittlungen zu beginnen.

»Nun, da haben Sie natürlich recht. Wir haben viel Arbeit vor uns. Auf zum Tatort!« Mit einem leisen Seufzer drückte Inspector Whitman seine Zigarre aus und erhob sich schwerfällig von seinem Sessel.

Schmunzelnd drehte sich William zur Tür. Wenn er den Inspector nicht so gut kennen würde, hätte er gedacht, dass er keine Begeisterung mehr für den Beruf aufbrachte. Aber Whitman hatte sein ganzes Leben Scotland Yard gewidmet und dementsprechend viele Erfolge aufzuweisen. Ohne ihn wäre London ein noch gefährlicheres Pflaster.



Das Haus von Viscount Norgate, in dem sich der Mord ereignet hatte, war groß und prachtvoll und lag direkt am Grosvenor Square. Man musste aus fast allen Zimmern einen schönen Blick auf den Park in der Mitte des Platzes haben. Der würzige Duft der immergrünen Zypressen lag in der Luft und auf den Grünflächen flanieren die Bewohner der Gegend, ausgestattet mit spitzenbesetzten Sonnenschirmen und glänzenden Zylindern.

Aber mit dem Betreten des Hauses änderte sich dieses male-

rische Bild abrupt. Mitten in der Eingangshalle am Fuß der geschwungenen Treppe lag ein abgedeckter Leichnam – um ihn herum ein großer Fleck inzwischen getrockneten Blutes. Zu Williams Bedauern war der weiße Marmorfußboden ansonsten völlig makellos, keine Fußspuren zu entdecken. Die geöffneten Türen im Haus ließen schon von hier erahnen, was sich letzte Nacht zugetragen hatte. Schubladen standen offen und leer geräumte Konsolen deuteten darauf hin, dass die Diebe hier reiche Beute gemacht hatten. Es war ausgesprochen still im Haus, als stünde das Gebäude selbst unter Schock und müsste erst verarbeiten, was hier vor Kurzem geschehen war.

Beim Eintreten des Inspectors eilte ein junger Polizist zum Leichnam und hob das Tuch an. Darunter lag ein Junge, fast schon ein Mann, die leblosen grünen Augen aufgerissen. William ließ seinen Blick über ihn gleiten und versuchte, jedes Detail in sich aufzunehmen. Er trug einen Morgenmantel über einem Nachthemd, das sich an der Brust dunkelrot gefärbt hatte. Seine Füße waren nackt. Wahrscheinlich war er in großer Eile aufgestanden und hatte nicht einmal die Zeit gehabt, sich Pantoffeln anzuziehen. Bis auf die Wunde in seiner Brust schien er unverletzt. Da waren keine Verfärbungen im Gesicht oder an seinen Händen. Also hatte es keinen Kampf gegeben. Der Junge war plötzlich und unerwartet aus diesem Leben gerissen worden. Er hätte noch nicht sterben sollen, dafür war er einfach noch zu jung gewesen. Genau wie Julia damals.

Innerlich verfluchte William die Verbrecher, die dies getan hatten.

»Wer ist das Opfer?«, fragte der Inspector den Polizisten.

Dessen Mund öffnete und schloss sich ein paar Mal. Schließlich räusperte er sich. »Anthony Prescott, Sir. Sechzehn Jahre alt. Ein Freund des Sohns von Lord Norgate.« Der junge Polizist schluckte hörbar und seine Wangen nahmen einen grünlichen Ton an. Schnell deckte er den Toten wieder ab. Williams Magen zeigte keine Regung. Aber früher wäre es ihm genauso gegangen.

»Ihm wurde in die Brust geschossen. Er muss beinahe sofort tot gewesen sein.« Der Inspector warf einen suchenden Blick durchs Foyer. »Wo ist Lord Norgate?«

»Er befindet sich im Salon. Ich führe Sie zu ihm«, antwortete der Polizist, immer noch blass im Gesicht.



Henry Higginbottom, der fünfte Viscount Norgate, war eine beeindruckende Person. Schon beim Betreten des Salons merkte William, dass er eine Präsenz hatte, die den ganzen Raum einnahm. Er ging erhobenen Hauptes hin und her und notierte sich zwischendurch etwas in einem Büchlein. Obwohl sein Gesicht schon faltig und seine Haare grau waren, wirkten seine blauen Augen hellwach und um Jahre jünger.

Der Salon war etwas kahl, aber im Gegensatz zum Rest des Hauses war darin kein Chaos hinterlassen worden. Vielleicht hatte Lord Norgate auch schon dafür gesorgt, dass hier aufgeräumt worden war. Es befanden sich kaum noch wertvolle Gegenstände im Raum, doch die Diebe hatten einige persönliche Dinge der Familie zurückgelassen. William fiel auf, dass eine Reihe von Fotografien auf dem Kaminsims standen. Sie waren alle noch da, obwohl die Rahmen aus Silber waren.

»Ich habe Sie schon erwartet, meine Herren«, sagte Lord Norgate, während er noch etwas in sein Notizbuch schrieb. »Bitte setzen Sie sich, aber ich fürchte, dass ich Ihnen nicht viel sagen kann.«

»Wir würden trotzdem gerne hören, was Sie gesehen haben, Lord Norgate«, begann der Inspector und nahm in einem großen Sessel Platz.

Lord Norgate schritt weiter langsam durch den Raum. »Ich war in der Nacht nicht hier. Deswegen kann ich Ihnen fürwahr nichts sagen.«

»Wer war denn alles im Haus?«, fragte William.

»Mein jüngerer Sohn und sein armer Freund. Selbstverständlich waren auch noch Dienstboten da, aber sie schlafen allesamt im Dachgeschoss. Niemand von ihnen hat etwas mitbekommen. Erst von dem Schuss sind einige aufgewacht, aber da war bereits alles zu spät.«

»Sie haben noch weitere Kinder?«, fragte der Inspector.

»Ich habe noch einen älteren Sohn, George. Er ist aber schon über dreißig und wohnt nicht mehr hier.« Der Viscount öffnete die Schubladen in einem Konsolentisch, seufzte und machte sich wieder eine Notiz.

»Wir müssen auch mit ihm sprechen«, sagte William. Ihm kam es merkwürdig vor, wie gelassen Lord Norgate wirkte. Die meisten Menschen waren völlig erschüttert und verängstigt, wenn bei ihnen eingebrochen worden war. Und diesmal war immerhin sogar jemand zu Tode gekommen! Aber eine solche Selbstbeherrschung musste ein Mitglied des Oberhauses wohl aufbringen.

»George hat mit seinem Jurastudium in Oxford viel zu tun. Aber wenn es denn sein muss, werde ich ihn benachrichtigen. Was wollen Sie denn von ihm?«

»Mylord, wir wollen ihn nur fragen, ob er irgendeine Vermutung hat, wer wissen konnte, dass Sie nicht im Haus waren«, erwiderte Inspector Whitman.

»Faktisch konnte das keiner wissen. Ich habe niemandem erzählt, wo ich hinging; es war ein privates Treffen, könnte man sagen.«

»Und wo waren Sie?«, fragte der Inspector.

»Denken Sie etwa, ich hätte etwas damit zu tun?« Zum ersten Mal schaute Lord Norgate den Inspector direkt an.

»Nein, natürlich nicht!«, beeilte sich Whitman zu sagen. »Es ist nur so, dass die Diebesbande bisher immer wusste, wann die Bewohner nicht zu Hause sein würden. Noch nie zuvor haben sie jemanden angetroffen. Dies ist der erste Fall, in dem sie falsch informiert waren. Und wenn wir wissen, wo Sie waren, könnten

wir unter Umständen nachvollziehen, woher die Bande ihre Informationen bekommt.«

Lord Norgate atmete hörbar aus und setzte sich dann auf den Sessel dem Inspector gegenüber. »Ich verstehe. Nun, das ist leider in hohem Maße privat. Aber dort, wo ich war, habe ich nie zur Sprache gebracht, wann ich zu Hause anzutreffen bin und wann nicht, und die Einrichtung ist auch höchst diskret, was meine Termine dort anbetrifft.«

William runzelte die Stirn. »Könnten Sie bitte ein wenig konkreter sein? Was für eine Einrichtung?«

Der Viscount seufzte. »Meine Frau ist vor sechzehn Jahren dahingeshieden und manchmal bin ich etwas einsam, wenn Sie verstehen, was ich meine. Und natürlich erzähle ich niemandem, wohin ich dann gehe. Ich bitte Sie, dies vertraulich zu behandeln.«

»Selbstverständlich«, versicherte Whitman.

William hatte noch nie ein Freudenhaus betreten und hoffte inständig, dass er es auch für diese Ermittlung nicht würde tun müssen.

»Außerdem denke ich nicht, dass sich die Diebe diesmal überhaupt informiert haben«, fuhr Lord Norgate schnell fort. »Mein Sohn Arthur ist nämlich jedes Wochenende zu Hause.«

»Ist es auch üblich, dass Freunde von ihm hier übernachten?«, fragte William.

»Nein, das nicht. Aber Anthony's Eltern sind im Moment verreist und er wollte nicht zu den Wenigen gehören, die am Wochenende in der Schule bleiben müssen. Bei uns war er immer willkommen. Er war ein guter Junge. Es muss ein entsetzlicher Schock für seine Eltern sein.«

William konnte sich ihren Schmerz gut vorstellen. Ein dumpfes Gefühl in seinem Herzen erinnerte ihn an seinen eigenen Verlust.

»In der Tat.« Inspector Whitman legte seine Hände bedächtig zusammen. »Mylord, wir haben nur noch eine letzte Frage. Könnten Sie eine Liste der gestohlenen Dinge für uns anfertigen?

So können wir Diebesgut, das auf dem Schwarzmarkt auftaucht, leichter als solches erkennen.«

»Selbstverständlich, ich habe schon damit angefangen.« Lord Norgate deutete auf sein Notizbuch. »Was mich aber besonders erstaunt, ist, dass die Diebe meinen Tresor gefunden haben. Ich habe ihn absichtlich in der Küche einbauen lassen, weil ich dachte, dass dort niemand danach suchen würde.«

William stutze. »Das deutet aber doch darauf hin, dass die Diebe geheime Informationen hatten. Vielleicht waren sie nur falsch informiert, was die Anwesenheit von Arthur und Anthony betrifft.«

Inspector Whitman nickte ihm zu. »Wurden wichtige Dokumente gestohlen?«, fragte er Lord Norgate dann.

»Nein, glücklicherweise nur Bargeld. Aber leider eine ganze Menge davon. Das wird wohl unwiederbringlich verschwunden sein.« Der Viscount seufzte tief. »Aber ich bin zuversichtlich, dass sich meine Antiquitätensammlung wieder anfindet. Gerade um die altägyptischen Artefakte wäre es sehr schade.«

»Wir werden unser Bestes tun, Mylord. Wir würden nun gerne mit Ihrem Sohn Arthur sprechen. Wäre das möglich?« Inspector Whitman erhob sich mühsam aus dem Sessel.

»Er ist oben in seinem Schlafzimmer. Er wollte nicht hier unten sein. Aber er hat gesagt, dass Sie jederzeit zu ihm kommen können.« Lord Norgate erhob sich ebenfalls und holte sein Notizbuch wieder heraus, um seinen Rundgang durchs Haus fortzusetzen.



Das obere Stockwerk war genauso chaotisch wie der Großteil des Erdgeschosses. Überall standen Schränke offen, Kleidung und einst ordentlich gefaltete Laken waren herausgerissen. Leere Oberflächen ließen erahnen, wo vorher kostbare Vasen und Kunstgegenstände gestanden hatten.

Arthur Higginbottoms Zimmer lag ganz hinten im Haus und es sah so aus, als wären die Diebe nicht bis hierher vorgedrungen. Auf dem Kaminsims standen zwei Porzellanvasen und einige Bilder in goldenen Rahmen. Der Raum wurde von einem Himmelbett dominiert, dessen Bettpfosten mit kunstvollen Schnitzereien verziert waren.

Arthur saß in einem dunkelgrünen Ohrensessel vor dem Fenster, durch das man auf einen Hinterhof blickte. Er starrte hinaus und seine Wangen sahen feucht aus, aber als er die Polizisten bemerkte, wischte er seine Tränen schnell weg. Der Junge wirkte in dem riesigen Sessel so verloren, aber sein Bemühen um Fassung fand William bewundernswert. Der Schock schien noch tief zu sitzen. Wie viel hatte er in der Nacht mitbekommen? Hatte er die Diebe vielleicht sogar gesehen?

Unwillkürlich fragte William sich, warum Arthurs Vater unten im Salon eine Bestandsaufnahme machte, anstatt seinen Sohn zu trösten.

»Arthur Higginbottom? Ich bin Inspector Whitman und das ist Sergeant McFarlane. Wir wurden mit der Untersuchung des Falls beauftragt. Wäre es Ihnen recht, wenn wir ein paar Fragen stellen?«

Der Junge richtete sich im Sessel auf und räusperte sich. »Der Polizist unten hatte schon erwähnt, dass bald jemand mit mir sprechen würde. Ich weiß aber nicht, ob ich helfen kann.« Er sank wieder in sich zusammen und zog entschuldigend die Schultern hoch.

Die beiden Polizisten setzten sich zu ihm. Hoffentlich wurde dem Jungen das alles nicht zu viel. William wünschte niemandem, so etwas zu erleben. Schon gar nicht in einem so jungen Alter.

»Warum fangen Sie nicht damit an zu erzählen, was letzte Nacht passiert ist? Vielleicht ist das hilfreicher, als Sie denken«, schlug er vor.

Arthur räusperte sich wieder und fing stockend an zu berich-

ten: »Freitagabend kam Anthony zu uns zu Besuch. Er wollte bis heute bleiben.« Der Junge schniefte kurz und putzte sich die Nase. »Das Gästezimmer ist näher an der Galerie gelegen. Deshalb hat er die Diebe vor mir gehört. So gegen 2 Uhr morgens hat Anthony mich geweckt. Er sagte, es seien Leute im Haus und ich solle schnell aufstehen. Dann verschwand er im Flur. Noch bevor ich aufgestanden war, hörte ich den Schuss und seinen Schrei. Danach klang es so, als wäre Anthony die Treppe hinuntergefallen. Ich eilte auf die Galerie und sah, wie die Diebe aus dem Haus rannten. Und unten auf dem Fußboden lag Anthony ...«

Williams Herz fing an zu klopfen. Zum ersten Mal hatte jemand die Diebe gesehen. Vergeblich versuchte er, sich keine Hoffnungen zu machen, als er die nächste Frage stellte: »Können Sie einen oder mehrere der Diebe beschreiben?«

»Leider nicht. Der Einzige, auf den ich achten konnte, war Anthony. Ich habe noch versucht, die Blutung zu stoppen, aber ich kam zu spät. Er hatte schon zu viel Blut verloren.« Ein Schaudern durchfuhr ihn. »Ich werde diesen Anblick nie vergessen.«

William unterdrückte einen Seufzer. Er konnte den Jungen verstehen. In so einem Moment würde niemand auf die Einbrecher achten. Enttäuscht war er trotzdem. Die Diebe – die *Mörder* – waren schon wieder unerkant entkommen.

»Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit für uns genommen haben. Wenn Ihnen noch irgendetwas einfällt, zögern Sie bitte nicht, uns zu kontaktieren.« Mit diesen Worten verabschiedete sich Inspector Whitman und William folgte ihm hinaus.

»Nun, Sergeant? Was halten Sie davon?«

»Ich denke, Mr Higginbottoms Aussage bestätigt, was wir bereits vermutet haben. Der Mord scheint sehr schnell geschehen zu sein, die Diebe sind überstürzt geflohen. Sie wurden von Mr Prescotts Auftauchen überrascht, töteten ihn und verschwanden sofort.«

»Das waren genau meine Gedanken. Sehr gut, Sergeant.« Whitman nickte anerkennend und schaute sich um, als sie auf

dem Platz vor dem Haus angekommen waren. Ein herrschaftlicher Vierspänner, dessen schwarzer Lack in der Sonne glänzte, rollte vorbei. »Als Nächstes sollten wir die Nachbarn befragen. Wenn wir Glück haben, hat jemand etwas gesehen.«

Eine Personenbeschreibung könnte den Durchbruch in diesem Fall bedeuten. Seit Jahren trieb diese Bande nun schon ihr Unwesen, ohne dass auch nur eines ihrer Mitglieder je hatte gefasst werden können. Scotland Yard hatte keinerlei Informationen über sie. Sie wussten nur, dass sie gezielt, effektiv und skrupellos vorgingen. Aber gerade, weil so vieles ungewiss war, war bei dieser Bande alles möglich. Auch, dass sie in Julias Tod verwickelt war. Gezielt, effektiv und skrupellos. All das traf auch auf die Verbrecher zu, die sie auf dem Gewissen hatten. Und mit diesem Raubmord gab es noch eine weitere Gemeinsamkeit.



Inspector Whitman schritt geradewegs zum angrenzenden Haus am Grosvenor Square und läutete die Türglocke. Bereits Sekunden später wurde geöffnet und ein älterer Butler mit weißen Haaren schaute mit erhobener Nase auf sie herunter. »Ja, bitte?«

»Guten Tag. Wir sind von Scotland Yard und würden gerne mit den Bewohnern des Hauses sprechen.«

»Sie meinen Lord und Lady Whitehall?«

»Richtig.«

Der Butler öffnete die Tür weiter und bat sie mit einer Armbewegung herein. »Wenn Sie bitte im Salon warten würden.«

William betrat hinter Whitman das Zimmer, das mit den großen Spiegeln in goldenen Rahmen, schweren Samtvorhängen und den im Raum verteilten Polstermöbeln und Mahagonitischen eine zugleich gemütliche und herrschaftliche Atmosphäre verbreitete.

Sie hatten sich kaum niedergelassen, da kam der Butler bereits

zurück und führte ein Paar mittleren Alters herein. Whitman und er erhoben sich wieder und stellten sich vor.

»Nebenan wurde also wirklich eingebrochen?«, fragte Lord Whitehall mit bleichem Gesicht. Er führte seine Frau, deren reich besticktes Kostüm und kunstvoll frisierte Haare nicht von ihrer ängstlichen Miene und zittrigen Verfassung abzulenken vermochten, zu einem Kanapee und setzte sich neben sie. Im Gegensatz zu ihrer bunten Erscheinung wirkte er mit seinen graubraunen Haaren und dem grauen dreiteiligen Anzug geradezu farblos.

Inspector Whitman nickte zur Bestätigung. »Wir wollten Sie fragen, ob Sie in der Nacht vielleicht irgendetwas gesehen oder gehört haben. Selbst wenn es Ihnen nicht wichtig erscheint, jeder Hinweis könnte nützlich sein.«

Als Lord Whitehall bedauernd den Kopf schüttelte und auch Lady Whitehall ihr Schweigen nicht brach, sackten Williams Schultern nach unten. Es wäre auch zu schön gewesen, wenn sie gleich beim ersten Versuch auf Gold gestoßen wären.

»Ich habe die ganze Nacht geschlafen und überhaupt nichts Ungewöhnliches wahrgenommen«, sagte Lord Whitehall. »Und du, meine Liebe?«

Auch Lady Whitehall schüttelte nun den Kopf. »Ich habe ebenfalls geschlafen. Aber meine Kammerzofe erwähnte, dass einige Dienstboten wohl einen Schuss gehört hätten«, sagte sie mit bebender Stimme. »Ist wirklich ein Schuss gefallen?«

»Bedauerlicherweise ja. Ein Schulfreund von Arthur Higginbottom wurde erschossen.« William versuchte, seinen Ton neutral zu halten, um die Herrschaften nicht noch mehr zu beunruhigen, scheiterte dabei aber kläglich.

»Erschossen? Das ist ja entsetzlich!«, entfuhr es Lord Whitehall, während im selben Moment seine Frau vom Kanapee aufsprang und einen hysterischen Schrei ausstieß.

William eilte an ihre Seite und redete beruhigend auf sie ein. Schließlich konnte er sie dazu überreden, wieder Platz zu neh-

men und tief durchzuatmen. Er hatte Mitleid mit diesen Leuten, deren ruhiges Leben durch einen solchen Schock erschüttert wurde und die sich nun in ihrem eigenen Haus nicht mehr sicher fühlten. Gleichzeitig wuchs mit jeder Minute auch seine Frustration. Sie waren schon viel zu lange hier und hatten immer noch nichts weiter herausgefunden.

»Lady Whitehall, Sie erwähnten, dass einige Dienstboten den Schuss gehört haben«, sagte er, als er das Gefühl hatte, sie weiter befragen zu können. »Wäre es möglich, dass wir auch mit ihnen sprechen?«

Er war erleichtert, dass die erneute Erwähnung des Schusses ihre Nerven nicht wieder zusammenbrechen ließ.

Sie läutete eine Glocke, woraufhin der Butler den Salon betrat. »James, bitte rufen Sie die gesamte Dienerschaft zusammen und lassen Sie sie in den Salon kommen.«

»Sehr wohl, Mylady.« Er verbeugte sich und verließ das Zimmer wieder.

Nur wenige Minuten später kam er zurück und William war hochofrenut, als neun weitere Personen hinter ihm den Salon betraten. Bei all diesen Angestellten musste doch jemand irgendwen gesehen oder vielleicht sogar einen Namen aufgeschnappt haben!

Die Dienerschaft, in makellos weiße Schürzen und schwarze Livreen gekleidet, stellte sich an einer Wand nebeneinander auf.

»Diese Herren von Scotland Yard würden Ihnen allen gern einige Fragen stellen«, sagte Lord Whitehall und ergriff die Hand seiner Frau, die immer noch merklich zitterte.

Inspector Whitman räusperte sich und sah jedem der Angestellten der Reihe nach ins Gesicht. »Wie Sie alle vermutlich wissen, ist letzte Nacht im Haus von Lord Norgate nebenan eingebrochen worden. Der Einbruch hat sich gegen 2 Uhr morgens ereignet. Wir würden gerne von jedem Einzelnen von Ihnen wissen, ob Sie in der Nacht etwas Ungewöhnliches gehört oder gesehen haben.« Er blickte den Butler auffordernd an, der allerdings den Kopf schüttelte.

»Es tut mir leid, Sie enttäuschen zu müssen, Sir. Aber ich habe die ganze Nacht geschlafen und erst heute Morgen sind mir die Gerüchte zu Ohren gekommen.«

William wandte seinen Blick der nächsten Person in der Reihe zu, der Haushälterin. Noch ließ er sich nicht entmutigen.

Die mittelalte Frau trat einen kleinen Schritt vor und räusperte sich. »Ich habe in der Nacht etwas gehört. Es muss kurz nach 2 Uhr gewesen sein. Ich konnte das Geräusch erst nicht einordnen, doch inzwischen denke ich, dass es der Schuss gewesen sein muss, der mich geweckt hat. Danach habe ich Menschen rufen gehört und dachte schon, ich hätte verschlafen. Aber dann wurde es ruhig und ich bin wieder eingeschlafen.«

Whitman nickte ihr zu und bedankte sich für ihre Hilfe. Dann schaute er den Kammerdiener an, dessen folgender Bericht dem der Haushälterin sehr ähnlich war.

Als Nächstes war die Gouvernante an der Reihe. »Meine Kammer ist neben dem Schulzimmer im zweiten Stock statt oben im Dach wie die der anderen Bediensteten. Deshalb bin ich schon etwas früher wach geworden. Ich habe erst Lärm aus dem Nachbarhaus gehört – Rumpeln und laute Schritte – und kurz danach ganz deutlich den Schuss. Ich bin sofort zum Fenster gelaufen, allerdings schaut man von meinem Zimmer aus in den Hinterhof. Dort war nichts zu sehen. Die Diebe müssen zur Vordertür auf den Platz hinausgelaufen sein.«

William hatte gespannt die Luft angehalten, als die Frau zu sprechen begonnen hatte. Nun stieß er sie enttäuscht wieder aus. Je mehr Berichte er hörte, desto schwerer fiel es ihm, sein aufmerksam-interessiertes Lächeln aufrechtzuerhalten.

Auch der Koch, die Kammerzofe und die Dienstmädchen konnten keine Hinweise liefern. Entweder waren sie zu spät aufgewacht oder überhaupt nicht oder sie hatten aus ihrem Fenster nichts sehen können.

Als die Letzte der Dienerschaft, das Küchenmädchen, geendet hatte, erhob sich Whitman und bedankte sich bei allen.

Dann schickte Lord Whitehall die Dienerschaft wieder aus dem Salon.

Als sich die Tür geschlossen hatte, wandte er sich wieder den Ermittlern zu. »Es tut mir leid, dass wir Ihnen nicht weiterhelfen konnten, Inspector.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Mylord. Ich bin mir sicher, dass wir jemanden finden werden, der etwas gesehen hat. Es leben schließlich genug Leute am Grosvenor Square.« Whitman erhob sich, um sich zu verabschieden, und William tat es ihm gleich.

Lady Whitehall blieb noch auf dem Kanapee sitzen und fächelte sich jetzt mit einem Fächer Luft zu. Sie schien ihren Schock noch nicht überwunden zu haben.

Als William wieder auf der Straße stand, straffte er die Schultern und versuchte, positiv zu denken. Dies war gerade einmal das erste Haus gewesen, dessen Bewohner sie befragt hatten. Sicherlich würden sie bald mehr Glück haben. Er hoffte das für Anthony Prescott und Lord Norgate, aber auch für sich selbst. Denn was sollte er tun, falls sie es auch nicht schaffen würden, dieser Bande auf die Spur zu kommen?



Kapitel 3

Er machte es sich mit einem Glas Weißwein auf dem ledernen Sofa gemütlich und nahm die Zeitung in die Hand. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Er konnte es kaum erwarten, es schwarz auf weiß zu sehen.

Gleich auf der ersten Seite fand er den Artikel. Die Titelseite! Er war sogar wichtiger als die Autonomieverhandlungen mit Westaustralien.

Er trank einen Schluck Wein und begann zu lesen. Doch er war noch nicht weit gekommen, als das Lächeln von seinem Gesicht verschwand. Seine Hand verkrampfte sich um das Glas. Es klirrte und er spürte einen stechenden Schmerz. Scherben schnitten in seine Hand und das Blut färbte den Wein rot, der auf den Boden tropfte.

Er fluchte laut und biss die Zähne zusammen, als er die messerscharfen Splitter aus der Wunde zog.

»Ist was nicht in Ordnung?«, fragte sein stämmiger Handlanger, der ihm nur selten von der Seite wich.

»NICHT IN ORDNUNG???« Er sprang auf und war mit wenigen Schritten bei seinem Gegenüber. Aus seiner Hand tropfte noch Blut, aber er kümmerte sich nicht darum. Er fasste ihn am Kragen und stieß ihn gegen die Wand. Sein Kopf knallte dumpf dagegen. »Was hast du getan? Ist es so schwierig, einen einfachen Auftrag auszuführen?«

»W-was meinst du?«

»Du hast gesagt, alles wäre glattgegangen!«

»Letzte Nacht?«

»Natürlich letzte Nacht!« Er ließ ihn los und trat mit aller Kraft gegen die Wand. Das Holz splitterte.

Er zerrte seinen Stiefel aus dem Loch und ein weiterer Fluch kam über seine Lippen. Unruhig fing er an, im Raum auf und ab zu gehen. Seine Gedanken rasten. Was sollte er jetzt tun? Viele Möglichkeiten hatte er nicht. Er musste schnell handeln, sonst würde er doch noch auf der Straße landen.

Leicht verwirrt schaute er auf seine Hand hinunter, die völlig blutverschmiert war. Der brennende Schmerz drang erst jetzt richtig zu ihm durch. Notdürftig ver-

band er die Wunde mit seinem Taschentuch und lief weiter rastlos durchs Zimmer. Alles ging schief. Dabei war er dem Ziel so nahe gewesen! Er wurde von so bitterem Hass erfüllt, dass er meinte, ihn auf der Zunge zu schmecken.

»Wir müssen es noch einmal versuchen«, sagte er schließlich. Mit drei Schritten war er wieder bei seinem Handlanger, packte ihn am Hemd und durchbohrte ihn mit seinem Blick. »Und diesmal darf es keinen Zweifel geben! Diesmal darfst du nicht versagen!«

Der andere schluckte hörbar.

Er ließ ihn los und trat gegen die Tür, die mit einem Knall gegen die Wand schlug. Wutschnaubend stürmte er aus dem Raum.